

VON MICHAEL ROTHE (TEXT)
UND THOMAS KRETSCHEL (FOTOS)

Tina und Emma hängen seit drei Stunden in der Luft. In 180 Metern Höhe. Bei eisiger Kälte. Mehrfach gesichert. Die beiden haben eine exklusive Aussicht auf das stillgelegte Braunkohlerevier bei Senftenberg, die in der Folge entstandene Seenplatte an der sächsisch-brandenburgischen Grenze, den nahen Lausitzring mit dem 135 Meter hohen, kurze Zeit höchsten Windrad der Welt, das außer der Rennpiste noch 18.000 Haushalte mit grünem Strom versorgt.

Der Superlativ könnte bald in die Lausitz zurückkommen, denn der Dresdner Ingenieurdienstleister Gicon will dort mit einem Höhenwindturm in neue Dimensionen vorstoßen. Dafür legen Tina, Emma und drei Kollegen am Boden die Basis und sichern Schipkaus Ortsteil Klettwitz schon mal einen Eintrag im Guinness-Buch: Die Industriekletterer bauen den höchsten Windmessmast – mit 300 Metern nur 30 Meter kleiner als der Pariser Eiffelturm.

Die Frauen kommen den Wolken im Schnitt alle 45 Minuten drei Meter näher. So lang sind die 500 bis 800 Kilo schweren Stahlgitterteile, die per Flaschenzug und Generator nach oben gehievt und von ihnen verschraubt werden. Dann erklimmen sie das neue Element, schieben alle drei Teile, auch den „Galgen“, einen mitwachsenden Kran, weiter. Auf neun Ebenen werden Stahlseile gespannt, die den rot-weißen Riesen mit je fünf Tonnen Zugkraft fast im Lot halten. Abweichung nach 100 Metern: zwei Zentimeter. So wächst das offene, dreiseitige Prisma mit 1,20 Metern Kantenlänge täglich um bis zu 24 Meter.

Keine Zeit für Pausen, geschweige die Aussicht. Dann und wann meldet sich das Duo von oben, welches von unten kaum noch zu sehen ist, via Walkie-Talkie beim männlichen Bodenpersonal. Das internationale Team ist eingespielt, verständigt sich in Deutsch und Englisch. Klare Ansagen, kein Stress, jeder kennt seine Aufgabe. Im Quintett können alle alles, und so wechseln sie sich in der Luft und auf der Erde ab. Trotz des kurzen Wintereinbruchs ist das Projekt auch neun Wochen nach dem Baustart noch im Plan. Aber das hört Montageleiter Artur Gür ungern, denn er und seine Truppe sind erst gut zwei Wochen vor Ort. „Wir liegen so gut in der Zeit, dass wir am 13. März in ein verlängertes Wochenende nach Hause gehen können“, sagt der Pole, der vor 35 Jahren nach Deutschland kam.

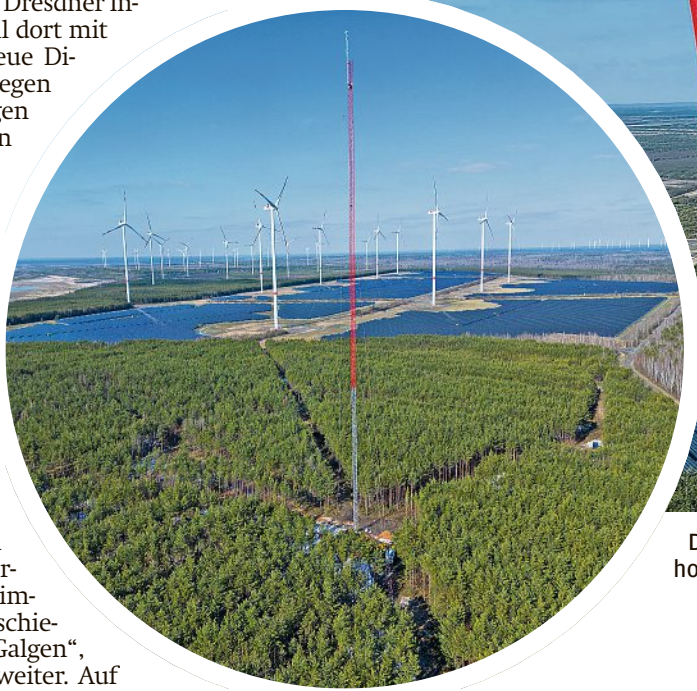
Wie der 50-jährige ist die ganze Truppe aus dem Ausland: Marcin Andrzejczak (37) ebenfalls aus Polen, Tina Vekic (32) aus Slowenien, Emma Guidat (22) aus Frankreich und Sami Grolli (25), der in Tunesien aufwuchs. Sie waren schon öfter gemeinsam für die Ge:Net GmbH aus dem Oberharz unterwegs – und fühlen sich zu Höherem berufen. Tina etwa, die nach abgebrochenem Chemiestudium, einem Intermezzo als Tänzerin und im Bühnenbau sowie Jobverlust in der Pandemie nun europaweit als freiberufliche Industriekletterin arbeitet.

Auch Emma war die Uni zu langweilig – wie Sami, der nach dem Abbruch Dachdecker lernte und seinen Meister machte. „Ich wollte eigentlich Hubschrauberpilot werden, aber das wurde nichts wegen meiner Rot-Grün-Schwäche“, sagt er und ist seit Oktober das jüngste Mitglied jenes Teams. Marcin war im ersten Leben Automobilmechaniker, hat aber schon gut zehn Jahre Erfahrung in dem ausgefallenen neuen Job.



Ein Eiffelturm für die Lausitz

In Schipkau wächst der höchste Windmessmast der Welt. Vor Ort erfährt die SZ, wie das Ex-Kohlerevier weiter vom Strom lebt, man Industriekletterer wird – und in 180 Metern aufs Klo geht.



Da wächst was bei Klettwitz: der mit 300 Metern größte Windmessmast. Seine Daten sind Basis für künftige Höhenwindtürme – doppelt so hoch wie die 59 Windräder vor Ort. Tina und Emma befestigen das nächste, fast 500 Kilo schwere, Segment. Die Fotodrohne beobachtet sie.

„Industriekletterer ist kein Beruf, sondern eine Zusatzqualifikation wie Bagger- oder Staplerfahrer“, erklärt Chef Artur. Praktisch könne jede/r Schwindelfreie nach einem Wochenkurs mit Prüfung das Basisniveau erreichen, sagt er. Natürlich sei der frei verhandelbare Lohn mit Level II und III besser. Dazwischen lägen „je mindestens ein Jahr und 1.500 Stunden Praxis“.

Der Werkzeugmachermeister „war es leid, im Büro zu sitzen“ und hatte vor 15 Jahren umgesattelt. Er habe eine Rubbel-Weltkarte, und überall, wo er solche Maste aufbaue, lege er Hand an. 76 Länder, zuletzt Tansania, habe er so freigeräumt, erzählt er. „Ich bin nicht böse, wenn der Wind mal zu heftig weht und die Arbeit abgesagt wird“, sagt der Weltenbummler und grinst. So habe er nicht nur die Pyramiden bei Kairo erlebt. Seine Frau, die vier Kinder und noch mal so viele Katzen hätten sich damit abgefunden, ihn selten zu sehen.

Wind ist der Hauptfeind der Kletterer: Bei 43 km/h ist Schluss. Temperaturen wie in Kuwait erlebte 47 Grad oder minus 35

Grad in Kasachstan seien kein Problem, sagt Artur. Auch nicht Regen, Schnee, Eis.

All das ist am letzten Februartag in Schipkau kein Thema. Trotz Sonne und blauem Himmel sind Tina und Emma dick eingepackt, ihre Gesichter kaum zu sehen. Nummehr misst ihr Arbeitsplatz 186 Meter, ist er höher als die 59 Windräder ringsum.

Sie sind der Gegenbeleg zur These, die Jugend suche im Job „Wohlfühloasen“ und weniger Work-als-Life-Balance. Täglich dreckig, nass, durchgefroren und immer am Abgrund. Aber bessere Aufstiegschancen gibt es kaum – obwohl das Seilmoped, wie es Artur nennt, die beschwerliche Kletterei erspart. Der Aufzug schafft 17 Meter pro Minute, spart eine halbe Stunde und Muckis, die Frau oben gut gebrauchen kann.

Noch verirren sich nur Quadfahrer und Pilzsammler in den Kiefernwald auf dem in den 1990ern zugeschütteten Tagebauloch. Das könnte bald anders werden – je nachdem, wie viel medialer Wind um den Mast gemacht wird. Es wäre ein Wallfahrtsort auf Zeit, denn in einem Jahr wird der Riese wieder ab- und in Jüchen bei Düsseldorf er-

neut aufgebaut. Dann sollten die ermittelten Daten reichen, einschließlich derer zum Flugverhalten von Fledermäusen.

Die Erkenntnisse sind Basis für künftige Höhenwindtürme in einer zweiten Ebene, ohne neuen Flächenverbrauch. Mit den Rotorblättern seien sie bis zu 360 Meter hoch, sagt Jan Claus, Sprecher des Ingenieurdienstleisters Gicon. Der Konzern mit 500 Beschäftigten an 20 Standorten und rund 45 Millionen Euro Jahresumsatz will was abhaben vom milliardenschweren Kuchen, der beim Strukturwandel in der Lausitz verteilt wird. Er managt das 2,8 Millionen Euro teure Windmessprogramm im Auftrag der Leipziger Beventum GmbH.

Schipkaus Bürgermeister hätte nichts gegen einen Besucheransturm. Schon bei der Erneuerung des Windparks vor acht Jahren, seien ganze Reisegruppen aus China gekommen“, sagt Klaus Prietzel. Seine Gemeinde habe nicht nur ihren Frieden mit den oft verteuerten Riesen gemacht – sie profitiere sogar von ihnen. „Die Hälfte unserer Gewerbesteuern kommt aus erneuerbarer Energie“, sagt er. Über ein Bür-

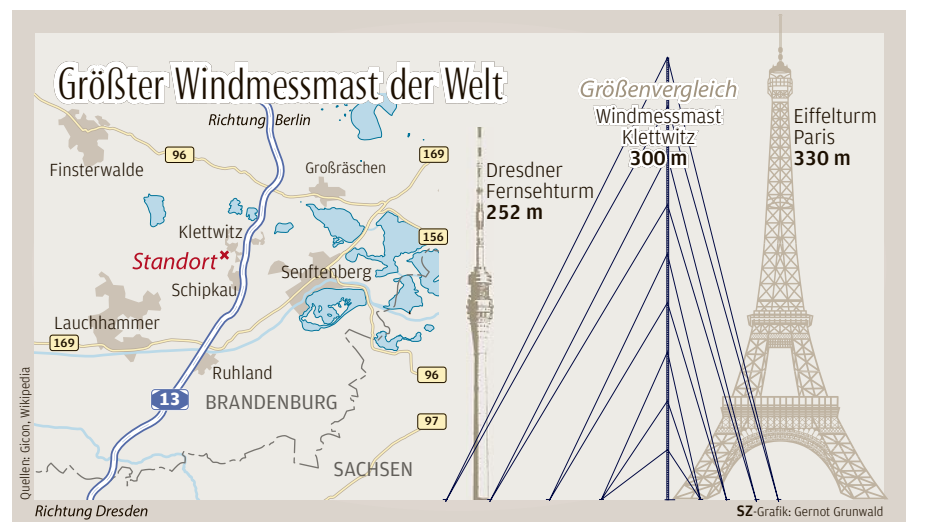
gerstrommodell würden jährlich 450.000 Euro an alle 6.996 Einwohner ausgeschüttet, gesetzlich bedingt künftig noch alle zwei Jahre. Firmen stünden Schlange, um sich im neuen Gewerbepark anzusiedeln. „Die Kommune wächst“, freut sich Prietzel.

13.15 Uhr. Tina und Emma haben das letzte Teil für diesen Tag befestigt. Am Seil gehts in vier Minuten hinab in den aufgetauten Morast um das tonnenschwere Fundament. Pause. Im Bauwagen warten Bommen, Schokobagels und Tee. Am Nachmittag werden am Boden noch die Halteseile festgezurrert, dann ist das Tagwerk geschafft.

Bleibt noch eine wichtige Frage: Wie geht Mann oder Frau in 180 Metern auf Toilette? Dank des Seilmopeds sei genügend Geld fürs „große Geschäft“ im Dixi-Klo, sagt Artur. Auch stelle sich der Körper auf die Abläufe ein. Das „kleine Geschäft“ werde tatsächlich oben am Seil erledigt – nach Warnung an die Bodencrew, verstehe sich. Frauen hätten dafür Hilfsmittel aus Silikon dabei. Und dann fügt er scherzhaft hinzu: „Je nachdem, wer unten ist, schreit man ganz laut – oder versucht, genau zu zielen.“



Ein eingespieltes Team: Sami, Tina, Chef Artur, Emma und Marcin (v.l.).



Peek & Cloppenburg in Turbulenzen

Nach Galeria sucht jetzt auch Peek & Cloppenburg Rettung in einem Schutzschirmverfahren.

Noch ein großer deutscher Einzelhändler gerät ins Trudeln: Der Modehändler Peek & Cloppenburg KG Düsseldorf (P&C) sucht angesichts der schwierigen Marktsituation Rettung in einem Schutzschirmverfahren. Die Geschäftsführung habe den Antrag am Freitag gestellt, um den bereits angestoßenen Restrukturierungsprozess zu beschleunigen, teilte das Unternehmen mit. Alle 67 Verkaufshäuser in Deutschland sowie der Online-Shop blieben ohne Einschränkung geöffnet.

Peek & Cloppenburg will das Schutzschirmverfahren nutzen, um sich an die

veränderten Marktbedingungen in Deutschland anzupassen und für die Zukunft neu aufzustellen. Eine Schließung von Häusern ist nach derzeitigen Planungen nicht beabsichtigt, wie der Händler betonte. Bereits jetzt sei allerdings klar, dass „ein nicht unwesentlicher Personalabbau in der Verwaltung inklusive der Führungsebenen“ notwendig sein werde.

Der Schutzschirm ist ein gerichtliches Restrukturierungsverfahren, mit dem das Unternehmen die zur Restrukturierung und Sanierung erforderlichen Maßnahmen gezielt in eigener Verantwortung erarbeiten und kurzfristig umsetzen kann – allerdings unter Aufsicht eines gerichtlich bestellten vorläufigen Sachwalters.

In den Jahren 2020 und 2021 habe die Covid-19-Pandemie zu einem Umsatzrückgang bei der Peek & Cloppenburg Düsseldorf geführt, berichtete das Unternehmen. „Die Auswirkungen haben uns stark getroffen und einen dreistelligen Millionenverlust verursacht“, sagte Steffen Schüller, seit

Juni 2022 Geschäftsführer des Unternehmens. Darüber hinaus sei das Konsumverhalten der Kundinnen und Kunden aufgrund des seit Februar 2022 laufenden Ukrainekriegs weiter sehr zurückhaltend. Lieferengpässe, erhöhte Kosten, steigende Zinsen und die leichte Rezession hätten die wirtschaftliche Situation des Händlers zum Ende des vergangenen Jahres hin weiter eingetrübt.

Für die Peek & Cloppenburg Retail Buying GmbH & Co. KG wurde ebenfalls ein Antrag auf ein Schutzschirmverfahren gestellt. Weitere Gesellschaften der Gruppe im In- und Ausland sowie die Schwestergesellschaft Peek & Cloppenburg in Österreich sind nicht vom Schutzschirm betroffen. Sie führen ihre Geschäftstätigkeit ohne Einschränkung fort. Dies betrifft auch die ANSON'S Modehäuser in Deutschland.

Nicht vom Schutzschirmverfahren betroffen ist das von P&C Düsseldorf unabhängige Unternehmen Peek & Cloppenburg Hamburg. (dpa)

Dulig fordert im Bundesrat Verbindlichkeit bei 49-Euro-Ticket

Sachsens Wirtschaftsminister Martin Dulig (SPD) hat im Bundesrat für ein dauerhaftes 49-Euro-Ticket geworben. Man müsse jetzt Verbindlichkeit herstellen – eine Verbindlichkeit, die über das Jahr 2024 hinausgeht, sagte er am Freitag in der Länderkammer in Berlin. Die Verkehrsverbünde als Aufgabenträger würden nicht den Bund nach einer Finanzierungsgarantie fragen, sondern die Länder. Es sei im gemeinsamen Interesse aller, die Verbindlichkeit nach der Zeit der Einführung jetzt zu regeln. Nur so könne man Vertrauen herstellen.

Dulig sprach von einem zähen Ringen um dieses Angebot: „Wir wollen das Deutschlandticket, und wir wollen, dass es erfolgreich ist.“ Er appellierte in diesem Sinne an Bundesverkehrsminister Volker Wissing (FDP). „Wir reden zwar über das Deutschlandticket, aber eigentlich geht es doch um etwas anderes. Es geht doch um die Sicherung und Stärkung des öffentli-

chen Nahverkehrs“, sagte Dulig. Das ließe sich nicht auf das 49-Euro-Ticket reduzieren. „Was nützt uns das beste Ticket, wenn der Bus nicht fährt?“ Man müsse Angebote entwickeln. Die Verkehrsverbünde wüssten derzeit nicht, wie sie mit den Kostensteigerungen umgehen sollen. Nötig sei eine dauerhafte Erhöhung der Regionalisierungsmittel, ein Ausbau der Infrastruktur und Qualität. Das bundesweit nutzbare Nahverkehrsticket soll zum 1. Mai starten. Es soll 49 Euro im Monat kosten, was ausdrücklich als „Einführungspreis“ bezeichnet wird – spätere Erhöhungen sind also möglich. Nach langem Ringen mit den Ländern hatte Wissing einen Gesetzentwurf zur Finanzierung in den Bundestag eingebracht. Demnach will der Bund von 2023 bis 2025 jeweils 1,5 Milliarden Euro extra bereitstellen, um Einnahmeausfälle bei Verkehrsanbietern zur Hälfte auszugleichen. Für die andere Hälfte sollen die Länder aufkommen. (dpa)